

Die Näherin.

Eine Wiener Skizze von Sufi Wallner.

Etwas außerhalb der kleinen Stadt, in ihrem ältesten Theil, wo die netten, weißgetünchten, niederen Häuser mit den fleißig gepflegten Vorgärten stehen, dort wohnt eine gute Bekannte von mir, die Weisnäherin Lini Schiener; „Fräul'n Lini“ nennt man sie kurzweg. Sie haust mit ihrer Mutter in dem niedersten, blanksten und nettesten Haus der ganzen Zeile. Die Gemüsebeete des Vorgartens nehmen süßduftende Rebellen ein, und knapp vor die Hausthür ist ein epheum-rantles Lusthaus gestellt, so daß der kleine Holzbau die Dienste eines Vestibüls thut. Die Lini nennt's gar ihre „Sommervilla“, die sie mit zwei Wandbänken, einem Tisch und ein paar Farbendruckbildern „hauptgütig“ eingerichtet hat. Die Lini ist nicht mehr jung, hübsch ist sie auch nicht mehr, aber ein tapferes, tüchtiges, schlicht-verständiges Mädel, kurz, eines jener Menschenkinder, die man unbedingt werthschätzt.

Eines Sonntagmittags erspähte ich hinter der Epheumwand ihrer „Villa“ ihr blaßes Gesicht. Ich klinkte die Gartenthür auf und trat bei ihr ein.

„Mit Verlaub, Lini, ich raiste ein wenig bei Ihnen!“

„Gan!“ machte sie und sah lachend von ihrer Stopparbeit auf. „Gerade vor ein paar Augenblicken ist mir die Scheer' hinuntergefallen und im Boden heden' geblieben. Hab's nicht glauben wollen, daß sie mir einen lieben Besuch annimmt. Soll ich einen Sessel bringen oder setzen Sie sich zu mir auf die Bank?“

„Zu Ihnen auf die Bank, Lini. Aleneil fleißig, sogar am Tag des Herrens?“

„Muh sein,“ gab sie zur Antwort. „Einen anderen Tag hab' ich nicht für meine Fikdarbeit. Ich habe wieder in der Stadt die ganze Woche von früh Morgens bis spät Abends Postarbeit gehabt: Brautwäsch.“

„Wie viel Spinde voll solcher Wäsche haben Sie wohl schon genäht, Lini?“

„O, mein Gott!“ sagte sie mit einer Gebärde in die Weite hinaus. Und nach einer kleinen Weile in ganz ruhigem Ton: „Es hat einmal eine Zeit gegeben, in der ich voll heimlicher Slogkeit gemeint hab', heut' oder morgen näht Du für Dich selber, und immer und immer wieder gehofft hab', heut' oder morgen...“

„Na ja! Sie wissen ja, zwei große Herzenswünsche hat mir das Leben zunichte gemacht. Der eine war, was lernen zu können, um mehr zu werden als eine Näherin. Da ist uns der Vater gestorben und hat uns nichts hinterlassen als die Sorge um's täglichen Brot. Das ist auch so eine Art Postauftrag, der keinen Aufschub leidet... Und der zweite, noch innigere Wunsch, ist gar empfindlich fehlgegangen... Sie stotte und zudte die Achseln: „Seinen Eltern war halt die „arme Näherin“ zu wenig. So lange er hier gewesen ist, hat er allem Widerpart Stand gehalten, aber dann die jahrelange Entfernung! Die hat seine Liebe ausgelöscht wie ein Feuer, das schlechten Untergrund hat...“

„Nun, ich gehöre nicht zu jenen, die sich noch an ein Wort klammern können, wenn der Mensch, der's gegeben hat, nimmer d'r an hängt. Und so ist auch eine Zeit gekommen, in der mit ein jeder Stuch, den ich an fremder Brautwäsche genäht hab', schier in's eigene dumme Herz gegangen ist. Aber das ist schon lange her... Heute ist's mir gleich, ob ich Brautleinnand oder meine Stoppwäsch unter den Fingern hab'. Gearbeitet muß dies und das sein. Und...“ sie athmete ein wenig tiefer auf... „Arbeit macht ja das Leben süß!“

„Lini, wackere Lini“, sagte ich und strich ihr liebevoll über die Schultern, „und trotz allem hat Sie kein Reid verbittert?“

„Der Reid?“ fann sie nach. „Nein, gottlob, so weit ist's nicht gekommen. Aber kennen thu' ich ihn schon, den grauslichen Gesellen, den spindebürren, der Einem jeden Bissen gallbitter machen möchte. Ich bin nur rechtzeitig mit ihm fertig geworden. Himmeleiten, hab' ich gesagt zu ihm und mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Was bohrt und bohrt denn alleweil an mir herum — hab' ich gesagt — und jischelst mir's Tag für Tag in die Ohren: „Du Arme! Grat' Du mußt überall verzichten!“ Als wenn Dir an mir was gelegen wär'. Du siebentstiger Hund, und nicht um Anfried stiftest! Gut — ich muß verzichten. Punktum. Basta. Aber ich muß mir von Dir nicht auch in jedes Tröpfel Suppe spuden lassen, das ich sonst friedlich gegessen habe und muß mir nicht das bittere Sonnenschein verhängen und verbüßern lassen, der noch in meine Stube scheint. Versteht's? So stodberdrossen und wellverblissen wie Du, werd' ich nicht, ja, ja, nicht, weil Du es gar so gerne haben möchtest, Du Heuchler, Du hohlstücker. Und jetzt marsch hinaus und kommst mir nimmer in die Näh'...“

ler, Du hohlstücker. Und jetzt marsch hinaus und kommst mir nimmer in die Näh'...

„Ja, so groß bin ich geworden, hab' ihn auch nie mehr herein gelassen, den abscheulichen Tropf. Aller ganzer hab' ich mich gegen die Thür gestemmt, wann er draußen klopfte und bumbert hat und bitt' und bettelt. Leicht war's nicht, denn er hat ein gutes Redhaus, der Reid. Aber herein kommen ist er mir doch nicht mehr. Durch's legt hab' ich's, wann's mich auch oft durchgerüttelt hat wie einen Baum, der seine letzten salben Blätter nicht hergeben will. Wissen Sie, so ein festes Wollen, das richtet schon was aus bei einem Menschenkind, das nichts hat als sich selbst, um sich im Leben durchzubringen. Sehen Sie und gar nicht lang ist's angestanden, da hat sich der Segen doppelt erwiesen, denn wie mein Leidwesen und mein Herzenskummer, die mir bislang alleweil am Kopfzettel gehangen sind, wie ein weinerliches Kind, eingesehen und gemerkt haben, wie handfest ich sein kann, da haben sie sich auch mehr zusammen genommen, haben allerweil gelinder zogen und zert an mir und schließlich — na, schließlich ist halt Alles kleinweis' recht geworden. Grat' just alle besondern Feiertage im Jahr' vergönn' ich mir noch einen wehmüthigen Seufzer.“

„Sie nicht und klopf mit dem Fingerhut auf den Manger, über den sie einen Strumpf gespannt hatte.“

„Eine Weile blieb es still zwischen uns. Dann fragte ich so ganz beiläufig: „Lini, und wie Sie dann wieder Ihre hellen Augen hatten...“

„Sie verstand meinen Gedankengang sofort. „Ach“, machte sie, „mit meinen hellgelbten Augen!“ — „Mit denen hab' ich freilich so allerhand beobachtet und allerhand durchschaut, was früher vor mir nur wie im verheißungsvollen Nebel gelegen ist.“

„Sie machte eine kleine Pause und ein leiser Zug von Humor huschte über ihr Gesicht. „Die Ehe — hab' ich einmal eine Mutter von sieben verheirateten Töchtern sagen hören — die Ehe ist nun einmal der edelste, weibliche Beruf...“

„O, mein Gott!“ sagte sie mit einer Gebärde in die Weite hinaus. Und nach einer kleinen Weile in ganz ruhigem Ton: „Es hat einmal eine Zeit gegeben, in der ich voll heimlicher Slogkeit gemeint hab', heut' oder morgen näht Du für Dich selber, und immer und immer wieder gehofft hab', heut' oder morgen...“

„Na ja! Sie wissen ja, zwei große Herzenswünsche hat mir das Leben zunichte gemacht. Der eine war, was lernen zu können, um mehr zu werden als eine Näherin. Da ist uns der Vater gestorben und hat uns nichts hinterlassen als die Sorge um's täglichen Brot. Das ist auch so eine Art Postauftrag, der keinen Aufschub leidet... Und der zweite, noch innigere Wunsch, ist gar empfindlich fehlgegangen...“

„Nun, ich gehöre nicht zu jenen, die sich noch an ein Wort klammern können, wenn der Mensch, der's gegeben hat, nimmer d'r an hängt. Und so ist auch eine Zeit gekommen, in der mit ein jeder Stuch, den ich an fremder Brautwäsche genäht hab', schier in's eigene dumme Herz gegangen ist. Aber das ist schon lange her... Heute ist's mir gleich, ob ich Brautleinnand oder meine Stoppwäsch unter den Fingern hab'. Gearbeitet muß dies und das sein. Und...“ sie athmete ein wenig tiefer auf... „Arbeit macht ja das Leben süß!“

„Lini, wackere Lini“, sagte ich und strich ihr liebevoll über die Schultern, „und trotz allem hat Sie kein Reid verbittert?“

„Der Reid?“ fann sie nach. „Nein, gottlob, so weit ist's nicht gekommen. Aber kennen thu' ich ihn schon, den grauslichen Gesellen, den spindebürren, der Einem jeden Bissen gallbitter machen möchte. Ich bin nur rechtzeitig mit ihm fertig geworden. Himmeleiten, hab' ich gesagt zu ihm und mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Was bohrt und bohrt denn alleweil an mir herum — hab' ich gesagt — und jischelst mir's Tag für Tag in die Ohren: „Du Arme! Grat' Du mußt überall verzichten!“ Als wenn Dir an mir was gelegen wär'. Du siebentstiger Hund, und nicht um Anfried stiftest! Gut — ich muß verzichten. Punktum. Basta. Aber ich muß mir von Dir nicht auch in jedes Tröpfel Suppe spuden lassen, das ich sonst friedlich gegessen habe und muß mir nicht das bittere Sonnenschein verhängen und verbüßern lassen, der noch in meine Stube scheint. Versteht's? So stodberdrossen und wellverblissen wie Du, werd' ich nicht, ja, ja, nicht, weil Du es gar so gerne haben möchtest, Du Heuchler, Du hohlstücker. Und jetzt marsch hinaus und kommst mir nimmer in die Näh'...“



Shakleton's Südpol-Expedition.

Das Buch „21 Meilen vom Südpol“ in dem Shackleton seinen Vorstoß in die Antarktis schildert, und das jetzt bei Wilhelm Sifferrott in Berlin deutsch erscheint, ist ein gleichwertiges Seitenstück zu Nansen's „Durch Nacht und Eis“. Hier wie dort eine intime Anschaulichkeit, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt, ihn die ungeheuren Strapazen der Forschungsreisen miterleben und ihn schließlich sich mitfreuen läßt an den Errungenschaften so schwerer Kämpfe und Opfer. Aus der Fülle der aufgenommenen interessanten Photographien führen wir unsern Lesern nachstehend einige vor.

Obwohl der Zweck seiner Expedition ein rein wissenschaftlicher war, gefestigt Ernest Shackleton auch für seine Person den sentimentalen Anreiz zu, den das Geheimniß des Poles bietet. Wenn er dieses Geheimniß nicht vollkommen gelüftet, so lag das nicht daran, daß er die Sicherung seiner Auskente durch Höherstellung als ein rüchichtsloses Vordringen.

Von Neuseeland bis zum südlichen Polarkreis wurde Shackleton's kleiner Expedition's Dampfer „Nimrod“ — um Kohlen zu sparen — geschleppt. Die ursprüngliche Abfahrt auf King-Edwards-Land zu überintendiren, wurde aufgegeben, weil das Vordringen durch schweres, dickes Packeis, das über hundert Meilen nördlich sich erstreckte, verhindert wurde. Die Expedition nahm auf Cape Royds ihr Winterquartier.

Etwas weniger Meilen entfernt, erhob sich der mächtige Vulkan Erebus, der mit seiner ewigen Rauchsäule als ein gewissermaßen der oberer Luftströmungen diente. Das erste größere Unternehmen der Expedition war die Eroberung dieses Berges, dessen Besteigung von jeher als sehr schwierig, wenn nicht gar für unmöglich gehalten wurde. Shackleton betraute den Geologen und Magnetiker David, den Arzt Madsen und Mr. Marshall mit dem Versuch. Am 5. Mai 1908 brach die Sonderexpedition auf und nach trotz schwierigen Eises und unangeneher Kälte ziemlich gut vorwärts. Am zweiten Tage wühlte ein Blizzard, und die sechs mühten dreißig Stunden in ihren Schlafstätten liegen. Jeder Versuch, dem Sturm zu trotzen, war mit unmittelbarer Lebensgefahr verbunden. Endlich klappte das Unwetter ab, und der Aufstieg konnte fortgesetzt werden. Alle sechs erreichten den alten Krater, über dessen südlichen Rand sich der thätige Vulkankegel erhebt; alle gesund und guter Dinge — bis auf Sir Philip Brodie, dem die Gelenke erkrankt waren, und dem der Marsch bereitwilligste Qualen bereitete.

Im Frühjahr begannen dann die Schiffsfahrten, bei denen die unvergleichlich widerstandsfähigen mandchurischen Ponns sich ganz hervorragend bewährten. Wenn sie den noch jetzt schon bis auf vier eingegangenen waren, so lag das daran, daß sie mit Verliebe vulkanischen Sand nachsahen — eine Delikatessie, die selbst für Pferdewagen unüberdäulich ist. Während Shackleton für den späteren Vorstoß zum Pol etwa 120 Meilen südlich vom Quartier ein Provianddepot errichtete, unternahm Professor David mit zwei Begleitern einen Zug nach dem magnetischen Südpol. Eine äußerst beschwerliche Tour, da die drei Männer zunächst 200 Meilen über Eis und Schnee wandern und ihre Schiffe selbst ziehen mußten. Nach monatlicher Reise erreichten sie am 16. Januar 1909 den magnetischen, wo als Zeichen der Annexion der Union Jack gehißt wurde. Bei der Rückkehr fanden sie den Weg durch offenes Wasser versperrt und mußten an der Küste kampieren, bis sie schließlich vom „Nimrod“, den Shackleton auf die Suche geschickt hatte, gefunden und zurückgebracht wurden.

Nach ehe diese Expedition wieder im Lager ankam, war Shackleton selbst mit Leutnant Adams, Dr. Marshall und H. Wild zum entscheidenden Zuge nach Süden aufgebrochen. Trotz des weichen Schnees kam man ziemlich rasch vorwärts. An vielen Stellen wurden Nahrungsdepots für die Rückkehr errichtet. Dann hatten die Reisenden Bergketten zu durchqueren, und am 8. Dezember erstiegen sie einen 4000 Fuß hohen Berg, von dem ein unangeneher Gletscher südwärts sich erstreckte. Auch dieser Gletscher wurde überwältigt und auf einem unteren, mehr geschützten Theil ein Depot errichtet, wo man alles zurückließ, was nur irgend entbehrlich war. Von jetzt ab ging es nur langsam vorwärts, und bei jedem Schritt drohte der Untergang. Am 7. Dezember stürzte der letzte Bond in einen Spalt — und um ein Haar wäre der Schlitzen mit den Schlaffäden mit verloren gegangen. Das wäre natürlich gleichbedeutend gewesen mit dem Tode aller Teilnehmer. Endlich erreichten sie das Anlandplateau und zogen nun über eine unendliche, blendend weiße Schneefläche dem Südpol zu. Bald aber machte sich neben der unerträglichen Kälte auch Mangel an Nahrung und Kleidung fühlbar, da man ja nur das Neupfer mitgenommen und alles andere in dem Depot am unteren Gletscher zurückgelassen hatte. Bei einem Blizzard mußten die Wiltgeier Tage lang im Felle liegen, wo sie selbst in ihren Schlafstätten unter Frosthaaren zu leiden hatten. Als am 9. Januar

der Schneesturm nachließ, waren die Forscher nahezu am Ende ihrer Nahrungsmittel und damit auch am Ende ihrer Kräfte. Sie schleppten sich noch fünf Stunden südwärts, dem jetzt erbauten Ziel entgegen, dann machten sie Halt und pflanzten auf 88 Grad 23 Minuten südlicher Breite die englische Flagge.

Die Rückkehr war ein Martyrium. Am Morgen des 26. Januar, noch etwa dreißig Meilen vom Depot am unteren Gletscher entfernt, war nichts Erhöeres mehr vorhanden. Nur durch etwas Ihee erwärmt, marschirten die Reisenden weiter — bis sie eine halbe Meile vom Depot von Dysenterie befallen wurden und zusammenbrachen. Hier lagen sie einen ganzen Tag. Endlich erholte sich Marshall so weit, daß er das Depot erreichen und den andern Nahrung bringen konnte. Am 1. März 1909 trafen Shackleton und Wild auf dem „Nimrod“ ein, lehrten aber sofort wieder mit einer Rettungs-Expedition um und holten Adams und Marshall, die erneut von Dysenterie niedergeworfen waren. Am 4. März, nach alles an Bord — und Shackleton nahm nach 122 Tagen zum erstenmal wieder ein Bad, was er in seinen Vorträgen und in seinem Buche mit besonderem Behagen konstatiert.

Als wichtigstes Ergebnis der Expedition kann der Nachweis gelten, daß die Erstigen des großen antarktischen Kontinents nunmehr erwiesene Thatsache ist. Der große Vorstoß Shackleton's hat alle Zweifel, die frühere Expedition noch übrig gelassen, beseitigt.

„Schillers und Goethes“ Wochenblätter.

Höchst amüsante Schilderungen aus dem Leben des alten Weimar heraus, gibt Wilhelm Bode im neuesten Heft seiner „Stunden mit Goethe“ von „Schillers und Goethes“ Wochenblättern. Wie klein, fast nur ein Acker, war das Verlangen der Desideratisten noch zur Zeit Schillers und Goethes, von den Vorgängen des Lebens und seinen Ercheinungen unterrichtet zu werden, wenn wir demgegenüber die gewaltigen Leistungen der Presse in unseren Tagen ins Auge fassen. Eine Zeitung erschien in Weimar seit 1756, seit dem Jahre 1764 ward sie sogar zweimal in der Woche ausgetragen. Jede Nummer war vier Quartseiten groß, zuweilen war sie auch mit einer Beilage versehen, etwa mit einem Auktionsverzeichnis. Dieses Blättchen, das im Verlaufe der Zeit seinen Titel öfter wechselte, war ursprünglich nur als Anzeigeblatt für die Behörden und das Publikum gedacht. Nur wenn der Raum es noch zuließ, wurden auf der dritten und vierten Seite einige Nachrichten politischer oder gemeinnützigen Inhalts aus anderen größeren Zeitungen abgedruckt. Leitartikel und politische Erörterungen enthielt das Blättchen nicht, weil die Bürger damals noch nicht laut und vor jedermann politisiren. Desfentliche Kritiken der Theater-Vorstellungen und Concerte waren gleichfalls noch nicht üblich, ja, es gab noch nicht einmal Volantnachrichten; auch Gerichtsberichte brachte die Zeitung nicht. Der Redakteur des Blättchens war also weder ein Berichterstatter, noch öffentlicher Richter über die Werte, Leistungen und Handlungen seiner Mitmenschen. Sein Amt war nur, die einlaufenden Anzeigen zusammenzufügen und den übrigen bleibenden Raum der Zeitung mit ausgewählten Stücken aus Blättern höherer Ordnung zu füllen. Zuerst kamen die Verordnungen, die öffentlichen Labungen, amtliche Verfügungen, dann namentlich die Zettel der beiden Räte über die von den beiden Räten der Stadt Getaufen, Getrauten und Beerdigten, und zum Schluß das Allerlei aus der Büreauerschaft. Zuweilen, wenn keine amtlichen Anzeigen eingeschickt waren, füllte das Blättchen soviel mit Emmenthaler Käse an, der bei Frau Dethe eingetroffen war, oder mit der Nachricht: „Bei dem Seilermeister Wolff an der Breitenstraße sind neue holländische Bellsringe um billigen Preis zu haben.“ Dieses Anzeigenblatt sah aber durchaus nicht nach heutigen Verhältnissen aus. Damals überschrie noch nicht Einer den Andern (abgesehen von den Märkten, wo „Jakob aus Amerika“ neben den anständigen Händlern seinen Schand in tollen Lebertreibungen schreiend anpries), sondern Jedermann sagte noch offentlich und ruhig, was von seinen Angelegenheiten vor die Öffentlichkeit gehörte. Wenn es irgend anging, verwich der Anzeiger seinen Namen; er ließ statt dessen drucken: Zu erfragen bei A. d. B.; das hieß: beim Austräger des Wochenblattes. Von Familiennachrichten sagte man nur die Sterbefälle an, und das thaten auch nur die Bornnehmer; dazu kamen dann einige Dankfügungen. In den drei Jahrzehnten 1801 bis 1803 findet man nur eine einzige Geburtsanzeige: ein Kaufmann, der seinen Namen auch sonst gern vor die Welt brachte, erlich sie. Verlobungs- und Vermählungsanzeigen fehlen ganz. Die Kaufleute, die ständig die gleichen Gegenstände führten, brauchten sie nicht anzuzeigen; nur ungewöhnliche oder leicht verderblichen Waaren kamen in's Blatt, zum Beispiel die damals noch sehr seltenen Apfelsinen, die 1802 noch „Chinas Äpfel“ oder „Jähe Pommerenzen“ genannt wurden. Zuweilen waren die Anzeigen poetisch, freilich ist es nur Wochenblattprosa. Als Schiller starb, erfolgte in dem Blättchen weder in Versen, noch in Prosa ein Nachruf.

Leuchtendes Holz.

Das als Fluoreszenz bezeichnete Schillern, das sowohl im auffallenden als durchfallenden Licht auftritt, ist vielen in der Natur vorkommenden organischen Substanzen eigenthümlich. Allgemeiner bekannt ist die Fluoreszenz des Petroleums und des Chinins. Zu den Stoffen, die schon vor sehr langer Zeit zur Beobachtung dieser Erscheinungen führten, gehört das sogenannte „Lignum nephriticum“, das vermuthlich zu Beginn oder um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach Spanien kam. Die Schriften von Monardes und Hernandez aus jener Zeit betunden, daß ihre Verfasser eine Blaufärbung des wässrigen Auszuges aus diesem Holze beobachtet hatten, ohne jedoch die eigentliche, durch Doppelfärbung gekennzeichnete Fluoreszenz zu bemerken. Diese findet sich zum ersten Male bei dem gelehrten Jesuitenpater Athanasius Kircher in seiner „Ars Magna Luis et Umbræ“ (die „große Kunst von Licht und Schatten“) im Jahre 1646 erwähnt, und fast gleichzeitig und unabhängig von ihm kam Joh. Bauhin in seiner „Historia Plantarum universalis“ zu der gleichen Entdeckung. Seltsam erscheint es nun, daß man bis zum heutigen Tage den Ursprung des Lignum nephriticum, ungeachtet seiner auffallenden optischen Eigenschaften, nicht kannte. Der berühmte Linne und vor ihm schon andere Naturforscher schrieben es irrthümlich einer indischen Baumart (Moringa pterigosperma) zu. Ein Mitarbeiter der Wochenschrift „Nature“ hat nun gefunden, daß das Lignum nephriticum das Holz einer kleinen, in Merito heimischen Baumart ist, die zu der Gruppe der Leguminosen zählt und botanisch als Effenhardia amorphoides bezeichnet wird. Diese Holzart gibt in wässrigem Auszug eine außerordentlich schöne blaue Fluoreszenz.

Gut ausgefallen.

Auf einem der Dampfschiffe, die zwischen Japan und dem ostasiatischen Festlande laufen, ereignete sich eine niedliche Geschichte, bei der ein anspruchsvoller Engländer, der sich über einen Chinesen lustig machen wollte, der Leidtragende war.

Es war an Bord des Dampfers „Korea“, der von Yokohama nach dem Festlande fuhr. Unter der Reisenden befand sich außer dem schon erwähnten Engländer ein gebildeter Chinese Namens Wong Kwong, der Generaldirektor einer der bedeutendsten industriellen Unternehmungen in China ist. Dieser kleine Chinese wurde von dem Engländer, der ihn um Kopfeslänge überragte, hart von oben herab behandelt. Wong Kwong ließ sich das eine ganze Zeit gefallen. Offenbar dachte er aber daran, wie er an dem Engländer Rache nehmen könnte. Er wartete nur einen günstigen Augenblick ab — und der tam bald genug. Eben hatte der Chinese im Rauchsalon der ersten Kajüte eine gute Geschichte mit tadelloser Pointe erzählt. Als das Gelächter verstumm war, meinte der Engländer: „Wissen Sie, für einen Chinesen sprechen Sie eigentlich recht gut Englisch.“ — „Ja, ja“, antwortete Wong Kwong, „ich habe unter meinen Angehörigen eine ganze Menge Engländer.“

Der Phonograph als Reklameheifer.

Eine große Ithehandlung in Hamburg hat eine originelle Reklame-Idee für ihr Labengeschäft verwirklicht. Am Eingang im Inneren des Ladens steht die Figur eines lebensgroßen Chinesen. Diese Figur ist mit der Ladenthür verbunden. Sobald die Thür von einem Kunden geöffnet wird, beginnt der Chinese mit dem Kopf zu wackeln, sein Mund öffnet sich und man hört laut und vernehmlich eine hübsche Rede in Versen, die natürlich den Ithe der Firma lobt und ihn den Kunden anpreist. Der Effekt beruht auf Folgendem: Sobald die Ladenthür sich öffnet, wird in der Figur des Chinesen ein Hebel ausgelöst und eine Phonographenwalze setzt sich in Bewegung, auf die vorher jene Reklame gesprochen war. Ist die Walze abgelaufen, wird sie wieder an ihren Anfang transportiert und sobald die Thür sich wieder öffnet, beginnt der Chinese wieder sein Reklamegedicht. Die Idee findet allgemein Beifall. Die Edison'sche Erfindung ist also für die geschäftliche Reklame-Praxis recht verwendbar.

Altägyptisches Spielzeug.

Mucher Ball und Reif waren es hauptsächlich bewegliche Figuren, welche die Kinder in Alt-Ägypten von Eltern und Verwandten als Geschenk erhielten. Zu diesen gehörte auch der im Levdener Museum befindliche einfache Humpelmann aus Holz, einen Korn mahelnden Slaven darstellend, der seine Thätigkeit beginnt, sobald man an dem Faden zieht. Im Levdener Museum befindet sich auch ein aus Holz geschnitztes Krotobil mit beweglichen Rachen, und ein ähnliches wird im ägyptischen Museum zu Berlin aufbewahrt. Ebenso wie heutzutage spielte auch das Mädchen schon

vor 4000 Jahren gern mit Puppen. Die Kinder erhielten sie in der mannigfaltigen Gestalt und in verschiedenster Ausstattung. Im Ägyptischen Museum zu Berlin befindet sich eine solche Puppe von pappartiger Beschaffenheit, theilweise vergoldet und mit Haaren, die durch Erdflügelchen an der Stirn befestigt sind. Im britischen Museum in London können wir Holzpuppen, Lederpuppen, beledete und unbededete, sogenannte Stechpuppen, auch mit Negertypus, Puppen mit beweglichen Gliedern und langen Haaren bewundern, die einst vor 4000 Jahren das Entzücken der „Kleinmädchenwelt“ am Riß bildeten.



Diener: „Ich habe jetzt einen tomschen Herrn. Der geniert sich, mir direkt ein Trinkgeld zu geben. Er läßt es immer in seiner Westentasche stecken, und da muß ich es mir beim Kleiderreinen herausnehmen.“

Auf der Hochzeitreise. Junge Frau (im Eisenbahn-Coupe leise und zärtlich): „Gott sei Dank, daß wir 'mal wieder durch eine schöne Gegend kommen, Männchen!“ Gatte: „Du schaust ja doch nicht zum Fenster hinaus?“ Frau: „Allerdings — aber die Andern!“

Eine schlimme Sorte. Mutter: „Wenn Du in den Salon gehst, bring' doch dem Herrn Reiserdar eine Cigarette aus Papa's Kiste mit.“ Tochter: „Ja, nicht wahr, daß der mir auch wieder abspringt!“

Reklamt. A.: „Wie alt ist denn die Tochter des Hauses eigentlich?“ B.: „Genau kann ich es Ihnen nicht sagen, ich weiß nur, daß sie sich seit einigen Jahren nicht mehr photographiren läßt!“

Fingerring. Junger Gatte: „Ach, Emma, ich kann Dir gar nicht sagen, wie lieb ich Dich habe!“ Junge Frau: „Nun, das läßt sich doch ganz gut in einem neuen Kleide oder Hute ausdrücken!“

Tatol. A.: „Ist denn die große Fabrik, die Dein Onkel in Dingda bauen läßt, fertig?“ B.: „Die Fabrik nicht — aber der Onkel!“

Vorgedant. Sie (schwärmerisch zum Himmel aufblickend): „Sieh' nur, Alfred, wie herrlich der Stern da oben funktelt und glitzert!“ Er: „Ja, ja, er ist schön, aber — taufen kann ich Dir das Ding beim besten Willen nicht!“

Rechtliche Kürze. Ein junger Kaufmann, welcher sich in der Fremde befindet und in Geldnoth gerät, telegraphirt seinem Vater: „Schick' heute noch Geld. Anton.“ Nach zwei Tagen erhält der ungeduldige Harrende folgendes Antwortteleogramm: „Bis jetzt noch nichts von Dir angekommen. Dein Vater.“

Supermodern. Doctor: „Gnädige Frau haben mich rufen lassen. Was fehlt Ihnen denn?“ Madame: „Mir fehlt nichts! Aber gerade das beunruhigt mich!“



Tourist: „Sagen Sie mal, wo sind denn all' die Leute? Das Dorf ist ja wie ausgestorben.“ Bauer: „Ja, die oinen die schbülln Theater in der Stadt und die andern die san furt mit entre Flozied zum Rennnats.“